

Nr. 221. Bromberg, den 27. September 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ist er! Klar, Herr Otto. Das ist eine Christenpflicht. Und verdienen tut er's auch. Sagen Sie mal, Herr Otto, wie gefällt Ihnen denn heute die ganze Verwandtschaft?"

„Ich habe sie gestern einmal gesehen! Kennenlernen will ich sie erst."

„Viel Vergnügen!"

Onkel Otto stutzt bei den Worten und sagt sehr ernst: „Haben Sie eine . . . so schlechte Meinung von ihnen?"

Lina nickt ihm grimmig zu und sagt, sich zu ihm beugend, halblaut: „Man kann nur eins sagen . . . nein . . . ich will nichts sagen. Behalten Sie ihren guten Glauben, Onkel Otto. Lernen Sie alle selber kennen!"

Onkel Otto lächelt wieder.

„Ist gut, Lina, das wird das beste sein."

Auch an diesem Tage wird Onkel Otto mit aller Liebenswürdigkeit bedient und bewirtet, aber als er nachmittags erklärt, seinen Schwager Lenz besuchen zu wollen, da erstarren die Mienen Franks und seiner Frau zu Eis.

„Aber Onkel . . . mit dem Lenz kann man ja nicht verkehren!"

„Lieber Neffe!" entgegnete Onkel Otto mild. „Er ist meiner Schwester Mann. Wie ihr auch miteinander steht, ich komme nicht drum herum, ihn aufzusuchen. Das dürft ihr mir nicht übelnehmen. Ich tue es nicht, um euch zu kränken!"

Die ruhigen Worte versöhnen wieder.

Onkel Otto geht nachmittags gegen drei Uhr hinüber zu seinem Schwager Peter Lenz, dem Gatten seiner verstorbenen Schwester.

Als er eintritt, da ist das große, behagliche Gastzimmer dicht besetzt. Die Marktleute sitzen an den Tischen, genießen Speise und Trank, rechnen ab, zählen ihre Gelder.

Bauern der Umgebung, die verschiedenes eingekauft haben, sitzen um den großen, runden Tisch in lebhafter Unterhaltung.

Er sieht Rudi Lenz am Ausschank stehen.

Er läßt gerade ein Glas Bier ein und sieht etwas erstaunt auf den neuen Gast, den er noch nie gesehen hat.

Nachdem er bedient hat, kommt er zu Onkel Otto, der an dem großen Stammtisch, mitten unter den Bauern, Platz genommen hat, und begrüßt ihn, wie jeden Gast immer, mit Handschlag.

„Was darf ich Ihnen bringen?"

„Ein helles Bier, Herr Lenz . . . nicht wahr?"

„Jawohl . . . mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich bin dein Onkel Otto von drüben!"

Er freut sich, als er den herzlichen Ausdruck der Freude auf Rudis offenen Zügen sieht.

„Schön willkommen, Onkel! Schön willkommen! Da muß ich gleich Vater rufen! Vater! Vater!"

Peter Lenz, der gerade in der Küche ist, kommt und erkennt den Schwager gleich wieder. Er strahlt über das dicke, gutmütige Gesicht, und seit langem läuft er — die Gäste stellen es fest — wieder einmal schnell!"

„Aber das ist schön, Otto, daß du den Weg zu mir herüber findest! Aber das freut mich!"

Einmal ums anderemal schüttelt er ihm die Hände. Die ehrliche Freude des Mannes tut dem Amerikaner wohl. Er fühlt sich sofort wie zu Hause.

Im Lokal schaut alles neugierig auf den sagenhaften Onkel aus Amerika. Peter Lenz setzt sich zu Otto, und sie plaudern miteinander. Es gibt so viel zu erzählen. Zuerst spricht Peter Lenz von seinem toten Weibe und gesteht, daß sie ihm bitter fehlt, heute noch mehr als vor drei Jahren.

„An was ist denn Dorothee gestorben?" fragt Onkel Otto.

„Am Gallenfieber, lieber Otto. Sie hatte immer mit der Galle zu tun, und jede Aufregung mußte ihr in den letzten Lebensjahren ferngehalten werden. Ging auch ganz gut, aber... vor drei Jahren... du weißt ja das alles nicht . . . da ging's doch los mit dem Badfimmel, da wurden doch die Stadtväter von Pulkenau durch diesen verwünschten Kirsch, den Bürgermeister, größenwahnsinnig gemacht und wollten durchaus aus Pulkenau ein Bad machen!"

„Und sie haben's doch geschafft!"

Peter Lenz schüttelt ernst den Kopf. „Nee, das haben sie nicht geschafft. Und werden's nicht schaffen! Man kann aus einem Nußbaum keine Palme machen, das geht einfach nicht. Mir ist ja meine Heimatstadt ans Herz gewachsen. Wenn man so viele Jahre hier lebt und schafft... da liebt man schließlich auch ein Städtchen, das noch weniger hübsch ist wie Pulkenau. Aber das sehen sie ja alle nicht ein!"

Die Bauern nickten ihm mit beifälligem Murmeln zu.

„Siehst du, Otto, auf mich hat nun die Stadt einen wahnsinnigen Zorn. Mein alter „Blauer Ochse", der steht doch rund 10 Meter vor, und vor ihm ist noch der große Nußbaum. Der Nußbaum soll weg. Und der „Blaue Ochse" auch. Soll einrücken. Neu bauen soll ich, mich mit Schulden beladen, so einen großstädtischen Zimt machen wie die anderen auch. Und das tue ich nicht! Haben ja prozessiert und verloren! Der Markt soll größer werden, darum sollen Nußbaum und Haus zurück. Da mache ich nicht mit! Würde schön nackt und kahl aussehen, unser schöner Markt, wenn ihn der hohe Nußbaum nicht zierte. Was meint ihr?"

Die Bauern nickten ihm zu, stimmten ein: „Recht haste, Ochsenwirt, laß dich man nicht unterkriegen! Sind ja blöd im Schädel!"

Der alte pensionierte Kantor Schrull sagte bedächtig: „Kein Städtchen weit und breit kann sich rühmen, einen so idyllischen, schönen Markt zu besitzen. Der alte Nußbaum ist das Wahrzeichen der Stadt. Recht hast du, Peter, wehr' dich, laß dich nicht zwingen, daß sie dir den alten „Ochsen" verschandeln."

„Kommt gar nicht in Frage, Kantor! Ich duld's nicht . . .!"

„Und ich schon lange nicht, Vater!" ruft Rudi mit heller Stimme vom Ausschank, wo er den Bierhahn bedient.

Vater Lenz' Gesicht wird hell, als wenn die Sonne es bescheint.

„Weiß schon, Rudi! Wir verstehen uns schon!"

•

Es ist nachmittags um 6 Uhr, und die Gaststube ist von allen verlassen. Nur Peter Lenz sitzt zusammen mit seinem Sohne und Onkel Otto beim fröhlichen Zechen.

Onkel Otto ist so aufgeräumt wie noch nie in seinem Leben. Er fühlt sich so wohl inmitten dieser aufrechten, einfachen Menschen. Immer, wenn Peter Lenz so recht von Herzen lacht, da horcht er auf, und er neidet ihm schier das Lachen, das so aus den Tiefen zu kommen scheint.

„Du hast dir dein Lachen erhalten, Peter, das klingt noch genau so herzhaft wie vor 20 Jahren."

„Ich meine, du bläst auch nicht Trübsal, lieber Otto!"

„Tue ich nicht, wenn ich auch drüben mein ganzes Vermögen bis auf einen kleinen Notpfennig verloren habe."

„Hast du das?" fragt Peter ernst.

„Ja! Nicht schade drum! Ist alles zu was gut, mein' ich!"

„Wohl möglich, aber . . . hast du das schon den Verwandten gesagt, deren Gastfreundschaft du dich jetzt erfreust?"

„Ja!"

„Und . . .?"

„Sie waren im ersten Augenblick platt, aber dann gaben sie sich herzlicher, als ich erwartet hatte."

„Hm!"

„An was denkst du jetzt, lieber Peter?"

Das Gesicht des Ochsenwirtes ist zornig-traurig, als er derb sagt: „Warum bist du nicht zu uns gekommen, Otto? Ich kann mir nicht vorstellen, daß du dich dort drüben wohl fühlst."

„Tue ich auch nicht!"

„Und bleibst doch?"

„Ja!" Ein geheimnisvolles Lächeln geht über Onkels Vollmondgesicht. „Ich habe da meine besonderen Gründe. Du weißt doch, Peter, ich habe dir damals Geld angeboten. Du schlugst es aus!"

„Es war gut gemeint, Otto, aber ich brauchte es wirklich nicht."

„Aber alle anderen haben es gebraucht und genommen!"

„Stimmt! Was hast du ihnen gegeben?"

„Jedem achttausend Dollar . . . damals in der Inflation!"

„Die haben ihnen auch keinen Segen gebracht."

„So?"

„Ja, freilich! Der Theodor, der hat's verspielt. Der Nolte, der hätte es vertrunken, aber seine Frau rechnete sich aus, welche Riesensumme an Papiermark es dafür gab und hat auf einen Hieb die ganzen 8000 Dollar in Papiermark umgewechselt. Der Verfall der Mark kam dann sehr rasch, und das Geld zerrann. Wenn Nolte schlauerweise nicht noch den Rest des Geldes in Tapeten, Farben usw. angelegt hätte, wahrlich, das Geld wäre restlos hinausgeworfen worden."

„Und . . . und Frank?"

„Frank . . . nun, da hat sein Hausdrachen, die Antonie, schon dafür gesorgt, daß es angelegt wurde. Frank hat den „Grünen Kranz" schleunigst umgebaut. Der Umbau käme ihm heute noch 100 000 Mark. Er hat damals für einen Pappenstiel gebaut; denn er bezahlte mit ein paar Dollar, was in Mark gar nicht zu erlegen war."

„Wenn ich jetzt bei meinem Neffen darauf bestünde, daß sie mir den geliehenen Betrag zurückerstatten?"

Peter Lenz sah lachend auf Onkel Otto.

„Hast du das vor?"

„Vielleicht! Ich habe mein Vermögen verloren, vielleicht zwingt mich einmal die Lage, daß ich das Geld zurückverlange."

„Nicht einen roten Pfennig wirst du davon wiedersehen!" sprach der Ochsenwirt ernst.

„Sind sie . . . alle so arm geworden?"

„Arm? Bewahre! Franks Hotel ist schuldenfrei und unter Brüdern gut und gern seine 120 000 Mark wert. Theodors Baugeschäft, das zur Zeit durch den Neubau der Stadtbank sehr beschäftigt ist, dürfte auch, zusammen mit seinen Grundstücken, gut und gern 70 000 Mark wert sein. Malermeister Noltes Geschäft ist nicht viel wert. Sagen wir 5000 Mark. Er hat aber ein hübsches Grundstück mit 80 Morgen Land, das er verpachtet hat. Der Boden ist gut. Es wird gut 30 000 Mark wert sein."

„Nun also, dann können sie mir ja den Betrag verzinsen. 24 000 Dollar, das sind etwas über 100 000 Mark. Wenn ich ganz bescheiden mich mit 4 Prozent begnüge, so sind das immerhin 4000 Mark, von denen ich alter Kerl bequem leben kann."

„Natürlich könntest du das . . . wenn du es kriegtest!"

„Aber lieber Peter . . . so schlimm sind sie wohl doch nicht."

Der Ochsenwirt hielt seinem ernsten Blick stand. Dann seufzte er auf.

„Ich würde mich freuen, wenn es der Fall wäre. Aber . . . du wirst nie einen Pfennig wiedersehen! Im Gegenteil, sie erwarten, von dir noch etwas zu erben!"

„Von meinem Notpfennig?"

„Was heißt Notpfennig! Die taxieren: für einen ehemaligen Millionär muß ein Notpfennig immer noch ein guter Brocken sein. Höre, Otto! Deine drei Neffen haben ihr gesamtes Vermögen ihren Frauen überschrieben."

„Das haben sie getan?"

„Jawoll! Gab damals, vor vier Jahren, im Städtchen allerhand zu reden, als es im Kreisblatt stand. Aber es ist so! Die Männer haben nichts mehr, alles gehört den Frauen. Ich glaube, der Frank bereut's längst, denn jetzt hat ihn die Antonie unter der Fuchtel, daß es nicht mehr schön ist."

„Ja, aber . . . hat sie denn jemand bedrängt, daß sie es taten?"

„Das wohl nicht, aber . . . ich glaube, vor vier Jahren, da hast du die Neffen um einen förmlichen Schuldschein gebeten."

„Stimmt! Den haben sie mir auch geschickt!"

„Und gleichzeitig ihr Vermögen den Frauen überschrieben."

„Das ist doch die Höhe!" Onkel kriegte einen roten Kopf.

„Du siehst also, wie es steht. Von den Männern ist bestimmt nichts mehr zu holen. Aber klopfe mal an. Du bist begierig, am Schluß deines Lebens noch einmal Erfahrungen zu sammeln. Sammle sie. Erfreuliche sind es nicht."

Onkel Otto sah sehr nachdenklich vor sich hin.

„Vielleicht denkst du, ich rede aus Haß so!" fuhr der Ochsenwirt ruhig fort. „Du lieber Gott . . . ich finde sie nicht des Hassens wert. Ich habe doch dem Theodor und dem Nolte auch einmal Geld geborgt. Das war ein halbes Jahr vor der Überschreibung an die Frauen. Mein Geld war ich los, und die Gäste auch. Dann habe ich gemahnt und bekam grobe Briefe. Da konnte ich mir nicht anders helfen. Ich drohte mit der Betrugsklage. Das half, und jetzt stehen meine . . . immerhin bescheidenen Gelder als Hypotheken auf den Grundstücken eingetragen. Mich wollten sie genau so prellen."

Onkel Otto winkte ab.

„Lassen wir das Thema, Peter! Ich habe mir aus dem Zusammenbruch drüben eins noch gerettet: den Humor. Und wie sich die Situation auch gestaltet, mein Humor geht mit. Ich lache auch dann, wenn man manchmal lieber weinen möchte. Ich war nicht umsonst so lange Zirkusclown! Jawoll, mein lieber Rudi, da staunst du! Ich war berühmt in meinem Fache. Ich trat den Abend nicht unter 300 Dollar auf. Zwölf Jahre lang."

„Alle Hochachtung, Onkel!"

„Clown im Zirkus . . . das ist kein schlechter Beruf. Clown unter Menschen, das ist schon schwerer, schlimmer . . .!"

„Aber manchmal auch ergötzlicher!" vollendet Peter Lenz. „Besonders, wenn man merkt, daß . . . eigentlich die anderen die Clowns sind."

„Recht hast du, Peter."

In fröhlicher Stimmung plauderten sie zusammen bis in den Abend hinein. Sie aßen gemeinsam Abendbrot, und erst gegen acht Uhr zog Onkel fröhlich über den Markt, wieder dem „Grünen Kranze" zu.

„Vergiß nicht, Otto . . . bei uns bist du immer willkommen. Auch ohne den . . . Notpfennig!" rief ihm der Ochsenwirt nach.

Otto strahlte über das ganze Gesicht. Das Wort tat wohl; denn er wußte, da war keine Heuchelei mit im Spiele.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bücher.

Skizze von Erwin Sedding.

Gerda ist eine tapfere kleine Frau, aber da die Donnerschläge immer heftiger werden, empfindet sie die Einsamkeit in der Küche zuletzt doch als Qual. So streift sie den Leinenmantel ab, ordnet ein wenig ihre blonden Locken und geht in die Bibliothek ihres Mannes hinüber.

Klaus Beuthner sitzt am Schreibtisch. „Du wünschst?" fragt er, ohne das Buch aus der Hand zu legen.

Gerda entdeckt das offene Fenster. Sie begreift nicht, wie ein Mensch bei diesem Lärm arbeiten kann. Vom Weinhang, zu dessen Füßen die Villa gebaut ist, stürzt das Wasser förmlich in Bächen; noch durch die doppelten Scheiben hindurch hört man es wild an den Grundmauern emporbranden.

„Klaus —?"

Schweigen.

„Es ist dunkel, Klaus. Du wirst dir die Augen verderben."

Ein Blitz flackert. Der hohe Wandspiegel, von den ebenso hohen Bücherschränken umrahmt, wirft der jungen Frau schwefelgelb ihr eigenes Bild zurück. Sie steht jetzt in der Mitte des Zimmers, ihre Sommerschuhe leuchten vom düsteren Teppich, sie hat die Arme herabhängen, etwas hilflos und unglücklich.

„Ich will dich — nicht stören", sagt sie leise. „Nur eins: Wie ist es heute abend mit Strohbergs? Kommst du? — Oder muß ich absagen?"

Die Antwort erstickt der brüllende Donner. Trotzdem: Gerda versteht. Dieses Achselzucken und diese Handbewegung auf den Broschürenstapel hat sie siebenmal in der Woche gesehen, das sind: dreißigmal im Monat. Wenn nicht bald etwas geschieht . . .

Aber da geschieht es bereits. — —

Woran Klaus Beuthner sich zunächst erinnern will, ist, daß sie ein Buch hochgehoben und nach ihm geworfen hat.

Dann muß er, obgleich ihn irgend etwas schmerzt, lächeln. Gerda und ihn verletzen wollen? Gerda? —

Aber daß das Wandbrett sich plötzlich über ihn geneigt hatte, das war kein Traum. Vierundzwanzig Folianten, in schweres Leder gebunden, mußten auf unerklärliche Weise lebendig geworden sein. War er nicht aufgesprungen, um sich gegen das Gespenst dieser Mauer zu wehren? Doch, doch! Auch geschrien hat er.

Verdrehte Welt! Klaus Beuthner hebt den Kopf und erkennt, daß die Laube, in der er liegt, zum Nachbargrundstück gehört. Merkwürdig wie der Umschlag auf seiner Stirn kommt ihm das verschiente Bein vor. Ob der Blitz ihn getroffen hat?

Dann sieht er, daß von seinem Haus nur noch die Hälfte steht. Er hört, der Wolkenbruch habe die gelockerten Massen des Hügels ins Rutschen gebracht, die Kellermauern hätten nachgegeben und die gesamte Nordseite wäre ein Trümmerhaufen.

„Wenn dem Herrn Doktor außer der Ohnmacht und dem gebrochenen Schenkel nichts zugestoßen ist, so ist das ein Wunder des Himmels."

„Und meine Frau?" fragt Beuthner leise.

Mit Gerda ist das eine eigene Sache gewesen. Selbst unverletzt, hat sie ihn hinaustragen helfen, ihm den Notverband angelegt und nach dem Arzt geschickt. Aber gleich darauf ist sie wieder in das zerstörte Heim zurück gelaufen.

„Also besteht keine Gefahr mehr?" Man weiß es nicht. Die Feuerwehr sei noch nicht eingetroffen, und die beiden Schutzleute hätten über und über zu tun, den Platz von Schaulustigen frei zu halten.

Beuthner sitzt hoch aufgerichtet auf seinem Lager. Gerda soll kommen. Sofort! Die Frau ist ja wahnsinnig.

Doch statt Gerda bringen die hilfreichen Nachbarn jetzt Kiste um Kiste durch den Garten angeschleppt. Dieses Bergen von Hausrat grenzt tatsächlich an Selbstmord. Wer duldet das? Wer ordnet das an?

Endlich, die Locken vom Regen aufgelöst, erscheint die kleine Frau. Sie will ihren Mann umarmen, sie hört seine Vorwürfe, sie ist ganz fassungslos. „Aber deine Bücher — —!" stammelt sie.

Und nun geht ihm ein Licht auf. In diesen Kisten ruht kein Kochgeschirr und keine Wäsche, in diesen Kisten ruht — seine Bibliothek! Gerda hat sie gehaßt, aber sie hat sie gerettet. Ihm zuliebe.

„Bist du mir nicht mehr wert als alle Bücher! Du Schäfchen?" fragte er, halb gerührt, halb grollend.

„Nicht böse sein" entgegnete die Frau mit feuchten Augen. „Du hast es mir ja — nie gesagt."

Reise mit Hindernissen.

Ein Reisebericht von Johann Kaspar Goethe.

Aus den in Briefform verfaßten italienischen Tagebuchaufzeichnungen von Goethes Vater veröffentlichen wir nachstehend auszugsweise einen interessanten von Emmy Pfeiffer übersetzten Abschnitt. Die Reisebriefe wurden aus Anlaß des Goethe-Jubiläums im Auftrage der Königlichen Italienischen Akademie von dem Turiner Professor Arturo Farinelli, der zeitweise als Präsident des Kölner Petrarca-Hauses in Deutschland weilt, herausgegeben.

. . . Unglücklicherweise unternahm ich diese Reise, ohne daran zu denken, daß die Pest in der Türkei herrschte und sich bis an die ungarischen Grenzen bemerkbar machte. Da ich nun aus jener Gegend, aus Wien, kam, hielt man mich, als ich den venezianischen Staat betrat, für einen Menschen, der eine ansteckende Krankheit mit sich herumträgt. Ich war daher gezwungen, mich der üblichen Desinfektionskur zu unterziehen, welche die allzu ängstlichen Venezianer für Einreisende eingeführt hatten. In Wien hatte man nichts von der Pest gemerkt. Nur an der venezianischen Grenze sah man mich als pestverdächtig an.
vergitterte Tore versperrt. Bei meiner Ankunft wurden sie geöffnet. Ein Offizier der Wache näherte sich mir und stellte einige Fragen an mich. Darauf führten mich einige

Hier war der Durchgang auf der Hauptstraße durch Soldaten zu einem kleinen Häuschen oder besser gesagt meinem Gefängnis, denn es war eingepfählt und mit doppelt vergitterter Pforte versehen. Als ich dort ankam, stand ein großer, sehr dicker Mann mit halbverwilderter Miene hinter dem Gitter. Von weitem zeigte ich ihm auf einer Art Schaufel meinen Empfehlungsbrief. Er nahm ihn in Empfang und hielt ihn über ein qualmendes Räucherfaß. Nachdem er ihn darauf gelesen hatte, versprach er mir jede erdenkliche Hilfe. Hierauf wurden die Gitter geöffnet und meine Sachen hineingetragen. Als ich dem Dicken, dem Leiter der Quarantäne, einige verbindliche Worte sagen wollte, drängte er mich zurück und rief mit pathetischer Stimme, ich solle ihm nicht nahe kommen. Was für ein ungesittetes Benehmen! Aber ich hatte Geduld. Er deutete schließlich mit dem Finger auf einen Mann, der mein Wächter sein sollte. Dann zog er sich zurück.

Das Gitter fiel ins Schloß, und ich blieb mit meinem Wächter allein, ohne irgendwelche Verbindung mit der Außenwelt. Von hier aus wurde ich nun in ein Zimmer im Erdgeschoß geführt. Darin standen zwei Betten und ebensoviel roh gezimmerte Stühle mit einem ebensolchen Tisch. Das Licht drang durch zwei Luken herein, die so hoch waren, daß man sie nur mit einer Leiter erreichen konnte. Die zwei Türen befanden sich in sehr schlechtem Zustand. Sie waren in ihrem unteren Teil durchlöchert, so daß Mäuse und Ratten mühelos aus- und eingehen konnten. Die eine Tür führte in den Garten oder vielmehr auf eine sehr kleine, umzäunte Wiese, die andere in die Vorkammer meines Wächters oder besser gesagt Spions.

Eine wahre Spelunke, die trübsinnige Gedanken hervorrief. Aber was tut man nicht alles, wenn man von dem Wunsche beseelt ist, fremde Länder zu bereisen! Man nimmt alle Unbequemlichkeiten in Kauf und macht kein großes Aufheben davon.

Was das Essen anbelangt, so wurde ich von dem Hause des obenerwähnten Direktors versorgt. Die Platten, mager wie fett, waren überreichlich, aber allzu einförmig. Es gab Woche für Woche dasselbe wie bei uns in den Armenhäusern, wo die Leute ganz genau im voraus wissen, was auf den Tisch kommt. Aus diesem Grunde nahm von Tag zu Tag mein Appetit ab und blieb schließlich ganz

aus. Als mein Wächter sah, daß ich die Speisen fast nicht anrührte, erblickte er darin das Vorzeichen einer Pesterkrankung. Ich erklärte ihm, daß die wirkliche Ursache meiner Magenverstimmung nur in der Einförmigkeit der Speisen bestünde. Aber er wollte es nicht glauben. Ich verfiel daher auf einen anderen Ausweg und warf einen Teil der Speisen aus dem Fenster und den Hunden im Hofe vor; in wenigen Augenblicken hatten sie alles verschlungen. Auf diese Weise machte ich mich selbst gesund, und mein Wächter begann anderer Meinung zu werden. Ganz in Ordnung kam ich allerdings erst am Ende dieses Fegfeuers. Ich lernte aber an diesem Beispiel, daß wenige Speisen genügen, um uns bei guter Gesundheit zu erhalten.

Dieses Leben führte ich vier Wochen lang; am Ende der dritten genoß ich größere Freiheit als in der ersten, denn es wurde uns gestattet, einige neuangekommene Leidensgefährten zu besuchen. Man war nicht mehr so streng in der Absonderung des Einzelnen; ja, es wurde uns sogar hierauf bekannt gegeben, daß die Quarantäne bald aufhören und man uns am Ende der vierten Woche entlassen würde. Diese Mitteilung nahmen wir mit großer Dankbarkeit auf, da die Gefangenschaft recht unbequem war. Schließlich erklärte uns der Direktor für entlassen.

Nun faßte ich ein wenig Mut. Mir war in jener Zeit ein struppiger Bart gewachsen gleich einem Kapuziner. Da ich ihn mir abnehmen lassen wollte, zeigte sich der Direktor von seiner höflichen Seite und geleitete mich persönlich nach der unvergleichlichen Festung Palmanova, wo ich mein finsteres und barbarisches Aussehen in ein menschlicheres verwandeln lassen wollte. Bei dieser Gelegenheit besichtigte ich die ganz neue Festung. Sie ist schön und regelmäßig gebaut. Ihre Häuser, nicht höher als zwei Stockwerke, sind durch die Befestigungen gedeckt.

Daß ich bei meiner Entlassung für Zimmer, Essen und Wärter eine Zechine je Tag bezahlen sollte, versetzte mich in die größte Wut. Unter diesen Umständen ist es gar nicht so übel, Direktor zu sein, sondern im Gegenteil sogar recht einträglich. Man zieht die Quarantäne solange wie möglich hin, nur um recht viel Geld herauszuschlagen. Aber es nutzt nichts, sich bei dem Richter zu beschweren, denn dazu gehört Erfahrung, und die geht den fremden Neulingen ab. Ich reiste von jenem verwünschten Ort heiteren Herzens ab und hatte keine andere Genugtuung, als einige Wochen später zur Karnevalszeit in Venedig zu sehen, wie großspurig dort der Direktor und mein Wärter mit meinem Geld auftraten. Verflucht seien jene niederträchtigen Menschen! Wie man mir damals erzählte, hatten sie mich acht Tage länger als vorgeschrieben dort behalten.



Bunte Chronik

Schildwachen im Walde.

Eine der ersten Sachen, die die Kaninchenmutter im Walde ihren Babies beizubringen sucht, ist, die Alarmsignale verschiedener Vögel zu erkennen, um sofort nach ihrem Ertönen in den schützenden Bau zu flüchten. Füchse, Iltisse, Marder und auch der Mensch gehören zu den Hauptfeinden der Kaninchen, und vor allem die drei ersten verstehen es, sich so geräuschlos anzuschleichen, daß ohne fremde Hilfe das ahnungslose Kaninchen eine sichere Beute des vierbeinigen Räubers werden würde. Um ihnen und anderen Waldbewohnern zu helfen, haben nun verschiedene Vogelarten freiwillig das Amt der Waldschildwachen übernommen. Von den hohen Zweigen aus ist es für sie eine Leichtigkeit, die Annäherung der Feinde zu bemerken und ihre Anwesenheit durch lauten Warnungsruf zu verkünden. Die am meisten bekannten Vögel dieser Art sind die Häher. Sie folgen dem anschleichenden Raubtiere von Baum zu Baum, und ihr lautes Kraik-Kraik verkündet allen Waldbewohnern, wo sich der Feind zur Zeit ihres Rufes befindet. Auch die Amsel gehört zu den Schildwachen des Waldes. Wenn sie ihr helles Spink-Spink ertönen läßt, dann wissen alle Waldbewohner genau, daß eine ihnen drohende Gefahr sich in ihrer Nähe befindet.

Ein Meteor-Krater in Arabien.

Seit dem vor einigen Wochen erfolgten Niedergang eines Meteors in der Pfalz, dessen Einschlagstelle erst nach tagelangem Suchen entdeckt wurde, ist das Interesse der Öffentlichkeit an Meteorfällen wieder geweckt worden. Um so mehr, als kürzlich wieder ein neuer Riesenkrater in Arabien entdeckt worden ist, der durch den Fall eines gewaltigen Meteors verursacht wurde. Eine merkwürdige Eigentümlichkeit fügt es, daß sich die Meteorkatastrophen der letzten Jahrzehnte in vollständig verlassenen oder nicht bewohnten Gegenden der Erdoberfläche ereigneten. Sven Hedin beschreibt in einem seiner letzten Bücher die Folgen eines solchen Sturzes. In Mittelasien, in den Wildnissen von Australien, in Sibirien und auch in Arizona in Amerika haben sich ähnliche Krater gefunden, die teilweise schon viele Jahre bestehen. Der jüngste Krater wurde, wie schon oben gesagt, in Arabien von dem englischen Forschungsreisenden Philby entdeckt, der bei näherer Untersuchung Eisen und Bruchstücke einer glasartigen Substanz fand. Nach den bisherigen Mitteilungen Philbys dürfte der arabische Krater der größte sein, der bisher als Einfall eines Meteors auf der Erdoberfläche bekannt ist. Die Sachverständigen des Britischen Museums in London kommen nun zu der interessanten Schlußfolgerung, daß viel mehr Riesenmeteore auf die Erde herabfallen, als wir bisher angenommen haben. Nur gibt es auf der Erdkarte noch immer „weiße Stellen“, bei deren Erforschung wir vielleicht noch auf manche Meterorspuren stoßen werden. Zum Glück ist ein solch unheimlicher Himmelsgast noch niemals in bewohnte Gegenden oder gar auf große Städte gestürzt. Durch die Entdeckung des Kraters in Arabien glauben die englischen Gelehrten einen Anhaltspunkt für den Untergang von Sodom und Gomorrha gefunden zu haben. Sie glauben zu diesem Rückschluß um so mehr berechtigt zu sein, als nach den Mitteilungen Sven Hedins der von ihm entdeckte Meteorstoß nach den Berichten von Augen- und Ohrenzeugen viele hunderte von Kilometern sichtbar, von außerordentlich starken Explosionen und einem ziemlich heftigen Erdbeben begleitet war.



Lustige Ecke

Kindermund.



„Du bist also nicht verheiratet, Onkel?“
„Nein, Kind!“
„Wer sagt dir dann aber, was du zu tun hast?“

*

* **Pädagogisch.** Einst besuchte der Alte Fritz eine Schule. Merkwürdigerweise aber schien der Lehrer den hohen Gast kaum zu beachten, denn er fuhr ruhig mit dem Unterricht fort. Dann entließ er die Kinder.

Erst als diese das Schulzimmer verlassen hatten, verbeugte der Lehrer sich tief vor dem erstaunten König und bat ihn vielmals um Entschuldigung.

„Wenn nämlich meine Buben merken, Majestät“, erklärte er, „daß noch einer über mir ist, dann haben sie schon gar keinen Respekt mehr vor ihrem Lehrer!“

Der Alte Fritz aber lachte: „Das nenne ich mir einen echten Pädagogen!“ schmunzelte er.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.